

Zweifelnde Helden (1)

DR. RENATE BREITHECKER

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für individuelle Erziehungshilfen (ZEFIE), Karlsruhe, sie führt wissenschaftliche Begleitungen mit dem Schwerpunkt Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge durch. Ehrenamtlich ist sie in der Arbeit mit erwachsenen Geflüchteten engagiert.
<http://zefie.de>

»Helden bzw. Stars sind solche, die die Welt erleben lassen, wie sehr sie von dem, was sie tun, überzeugt sind. Was sie tun, ist dadurch, dass sie es tun, das Richtige. Sie sind Leuchten des guten Gewissens.« (2)

Was aber, wenn den Helden selbst Zweifel an ihrem Tun kommen und sie sich fragen, ob sie das Richtige tun? Diese Situation kann man derzeit in der Flüchtlingshilfe beobachten: Die engagierten Ehrenamtlichen kommen nicht nur physisch und psychisch an ihre Grenzen – das auch und nicht selten. Vielmehr hinterfragen sie zunehmend ihre Grundsätze und Ziele, ihre Hilfsangebote und ihre Haltung gegenüber Geflüchteten. Kritische Gedanken und Zweifel an der eigenen

der öffentlichen Debatte kommt es daher weiterhin häufig zu Polarisierungen, sind »die« Flüchtlinge *entweder* eine Bereicherung *oder* eine Bedrohung.

Eine differenzierte Betrachtung ist nicht selten schmerhaft, vor allem aber ist sie anstrengend. Aber – so die zentrale These – diese Auseinandersetzung ist notwendig, wenn die begonnene Arbeit erfolgreich fortgesetzt und die Integration der Geflüchteten in die deutsche Gesellschaft gelingen soll!

»In der Flüchtlingsarbeit ehrenamtlich Engagierte stehen derzeit unter erheblichem Druck«

Arbeit werden vorsichtig geäußert, man tastet sich vor, traut sich zunächst in den Gruppen an einen Austausch über die Erfahrungen heran – und die sind nicht durchweg positiv. Manche Erwartungen und Hoffnungen wurden enttäuscht.

Bisher wurden solche Zweifel selten öffentlich gemacht, denn wer sich kritisch äußert, setzt sich schnell der Gefahr aus, als Rassist bezeichnet und in die rechte Ecke gestellt zu werden. Das ändert sich nur langsam, neben individuellen Erfahrungsberichten finden sich auch Praxisberichte z. B. über Probleme mit den Geschlechterrollen und insbesondere mit den Männlichkeitsbildern von jungen männlichen Flüchtlingen. Zudem gibt es eine wachsende Zahl differenzierter Forschungsergebnisse, die aber von Ehrenamtlichen und der Öffentlichkeit selten wahrgenommen und rezipiert werden. In

In der Flüchtlingsarbeit ehrenamtlich Engagierte stehen derzeit unter erheblichem Druck von verschiedenen Seiten: Von jenen, die sich professionell um Geflüchtete kümmern und Ehrenamtliche nicht selten ausgrenzen, von der Öffentlichkeit, den Medien und der Politik, die eher eine Polarisierung fördern, von den Geflüchteten selbst und ihren Erwartungen sowie nicht zuletzt von anderen Freiwilligen in den Initiativen und Helfergruppen. Im Verhältnis der Ehrenamtlichen zu diesen drei Gruppen und im Binnenverhältnis untereinander entstehen Zweifel an der eigenen Arbeit.

Rückblick: »Flüchtlingskrise« und »Willkommenskultur«

Anfang 2015 setzte eine starke Zuwanderung von Asylsuchenden in die Bun-

desrepublik ein, die im Spätsommer in einer »Flüchtlingswelle« gipfelte und erst mit der Schließung der so genannten Balkanroute und dem EU-Türkei-Abkommen 2016 wieder »abebbte«. Parallel dazu entwickelte sich eine bis dato kaum vorstellbare Willkommenskultur. Das bürgerschaftliche Engagement für Geflüchtete überstieg in Umfang und Qualität alle Erwartungen. Das Bild eines von Humanität und Mitmenschlichkeit geprägten Landes ging um die Welt und brachte viele Sympathien.

Öffentliche und freie Träger, Soziale Dienste, Jugendämter und andere Bereiche der öffentlichen Verwaltung – wie das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF), Bundes- und Landesministerien sowie kommunale Verwaltungen – standen massiv unter Druck und waren vielfach auf Unterstützung durch Ehrenamtliche angewiesen. In dieser Situation erlangten die freiwilligen Helfer geradezu Heldenstatus – sie taten das Richtige, galten als Vorbilder und wurden »zu Leuchten des guten Gewissens«.

Zwischenzeitlich hat sich die Lage grundlegend verändert: Die professionellen Einrichtungen und die verschiedenen Verwaltungsebenen haben Integrationspläne erarbeitet, neue Strukturen und Angebote entwickelt, neue Stellen geschaffen und Personal eingestellt. Parallel dazu ging die Zahl der Geflüchteten deutlich zurück. Und auch die politische Stimmung hat sich gewandelt, was nicht zuletzt dazu führte, dass im September 2017 die rechtspopulistische »Alternative für Deutschland« (AfD) als drittstärkste Partei in den neuen Bundestag einzog.

Wurde das ehrenamtliche Engagement in der Flüchtlingskrise zuvor als vorbildlich gelobt, so wird es heute vielfach kritisiert: Die »guten Menschen«, die Helden von gestern, werden als »Gutmenschen« diffamiert.

Und auch bei vielen Geflüchteten macht sich Ernüchterung und Enttäuschung breit. Waren sie zunächst einmal froh, es bis ins gelobte (Deutsch-)Land geschafft zu haben, so wächst mit der Dauer des Wartens ihre Unzufriedenheit. Die Freiwilligen erleben diese schwierigen Lebensbedingungen, sie versuchen zu helfen und scheitern doch häufig – und so werden die Helden müde und geben auf.

Hinzu kommen die Diskussionen in den Gruppen und Netzwerken: Wie soll es weitergehen? Was ist der richtige Ansatz? Und wie wollen wir uns organisieren? Die Hel-

den werden zermürbt. Die Ehrenamtlichen geraten also von verschiedenen Seiten unter Druck und stellen nicht selten ihr eigenes Tun in Frage. Zurück bleiben *zweifelnde Helden, zweifelnde Heldinnen* zumal, denn die meisten Engagierten sind Frauen.

Die Helden und Heldinnen von gestern werden heute nicht mehr gebraucht

Während der starken Zuwanderung Asylsuchender 2015/16 waren öffentliche Verwaltung und Sozialbereich massiv auf die Unterstützung freiwilliger Helfer/innen angewiesen – ohne sie wäre die »Flüchtlingswelle« nicht zu bewältigen gewesen. Doch nun drängen vermehrt Professionelle in diesen Bereich. Und so entsteht vielerorts der Eindruck, dass man auf die Arbeit von Freiwilligen entweder ganz verzichten oder ihren Tätigkeitsbereich doch stark eingrenzen kann. Ehrenamtliche erleben sich als »Reservearmee der Sozialen Arbeit«. Für die Engagierten ist diese Situation hochgradig frustrierend und wird häufig als Abwertung der von ihnen geleisteten Arbeit empfunden. Aufgaben werden von Professionellen übernommen und den Engagierten wird vermittelt, dass sie dafür nicht (ausreichend) qualifiziert sind, aber nun gerne einfache Helfertätigkeiten übernehmen können; dass sie bisher vieles gut gemeint, aber falsch gemacht hätten und jetzt die Qualifizierten mit den passenden Methoden

sich zurück oder gehen in Konfrontation mit den Professionellen. Beides ist wenig hilfreich, denn auch perspektivisch kann auf die Arbeit von Freiwilligen nicht verzichtet werden und Konflikte kosten oft unnötig Energie. Sinnvoller wäre es, gute Kooperationsformen zu entwickeln, einen regelmäßigen Austausch zu organisieren und die vielen Aufgaben und Herausforderungen koordiniert anzugehen. Dazu müssen beide Seiten bereit sein – und sich in gegenseitiger Wertschätzung begegnen.

... werden müde und geben auf

Mit der großen Zahl von Flüchtlingen stoßen Aufnahmekapazität und -bereitschaft an Grenzen: Nicht alle, die gerne herkommen wollen, können aufgenommen werden. Vielmehr müssen Asylsuchende zurückgewiesen bzw. abgeschoben werden. Auch die Engagierten sehen sich vor der unangenehmen, aber unausweichlichen Entscheidung zwischen *Gesinnungs- und Verantwortungsethik*: Die Zurückweisung von Asylsuchenden passt nicht in ihr Selbst- und Weltbild und markiert eine Konfliktlinie zwischen den Flüchtlingshelfer/innen. Dabei geht es auch um ganz praktische Fragen: Soll ich helfen, Abschiebungen zu verhindern? Unterstütze ich (finanziell oder ideell) die Widerspruchsverfahren von abgelehnten Asylbewerbern? Daran schließt sich eine weitere Kontroverse an: Wer ist Flüchtling, wer Migrant? Wer ist ein »guter«, ein echter Flüchtling und wer gibt das nur vor? Diese Fragen werden nicht nur

»Perspektivisch kann auf die Arbeit von Freiwilligen nicht verzichtet werden«

alles richten. Im Hintergrund schwingt dabei – bewusst oder unbewusst – der Wunsch mit, dass wieder alles »seine Ordnung« haben sollte, dass Dienstwege eingehalten werden und Ehrenamtliche sich mit Problemen nicht einfach direkt an Amtsleitungen, Oberbürgermeister/innen und die Presse wenden sollten.

Ehrenamtliche stehen dem ratlos gegenüber. Und sie fragen sich, ob Case Management die gesellschaftliche Integration von Flüchtlingen besser bewerkstelligen kann als Patenschaften, ob ihre interkulturellen Kompetenzen tatsächlich kleiner sind als die der Professionellen. Selbstzweifel entstehen, Aktive ziehen

in der Öffentlichkeit, sondern auch in der Flüchtlingshilfe zunehmend diskutiert. Und dabei kann sich herausstellen, dass die im Hinblick auf Integrationsbereitschaft und Arbeitsmotivation »guten Zuwanderer« nicht die aus asylrechtlicher Sicht »echten Flüchtlinge« sind. Es scheint oft sogar genau der Druck, sich eine Duldung erkämpfen zu müssen, zu einer großen Motivation im Hinblick auf Spracherwerb, Arbeit und Integration zu führen.

Eine weitere Herausforderung – oft auch eine Überforderung – stellen Dauer und Intensität der Betreuung dar: Die neu ankommenden Flüchtlinge an Bahnhöfen willkommen zu heißen, ist eine Sache; aber

über lange Zeit für Menschen mit deutlich anderem kulturellen Hintergrund und anderen Werten zu sorgen, ist eine anspruchsvolle Aufgabe, an der manche/r scheitert. Aus der Sicht der Ehrenamtlichen stellen viele Flüchtlinge überzogene Forderungen und haben unrealistische Erwartungen. Sie bleiben ihrem kulturell geprägten Lebensstil treu, selbst wenn dies zu massiven Konflikten führt und die Chancen auf eine gelingende Integration deutlich verringert. Dieses Verhalten ist einerseits verständlich, denn kulturelle Prägungen ändern sich nicht über Nacht, die erfahrene Sozialisation kann nicht einfach abgeschüttelt werden und das Festhalten an Traditionen verspricht Sicherheit in einer als unsicher erlebten Umwelt. Andererseits erschwert es oft eine erfolgreiche Arbeit und beschert allen Beteiligten viele Probleme im Alltag. Umgekehrt sehen viele Flüchtlinge ihre Erwartungen enttäuscht: Sie bekommen nur schwer eine Wohnung, schon gar kein Haus, die materielle Versorgung ist weniger gut als erhofft, der Familiennachzug gestaltet sich schwierig, das Erlernen der deutschen Sprache ist für viele eine (zu) hohe Anforderung und die Funktionsweise der Verwaltung meist undurchschaubar. Die von der Aufnahmегesellschaft erwarteten Anpassungsleistungen sind sehr hoch und ohne kontinuierliche Hilfe kaum zu bewältigen.

Wie gehen Ehrenamtliche damit um? Welche Vorstellungen haben sie davon, welche Hilfen die Flüchtlinge brauchen? Welche Erwartungen haben die Helfenden daran, wie ihre Angebote angenommen und genutzt werden? Und umgekehrt: Welche Unterstützung brauchen, wollen und erhoffen sich die Asylsuchenden von ihnen? In der Praxis zeigen sich ganz unterschiedliche Haltungen, die zu diametral entgegen gesetzten Handlungsweisen führen: Während ein Teil der Engagierten sich aufopferungsvoll um Geflüchtete kümmert, Paten für jedes Verhalten eine »passende« Erklärung finden und »ihren« Flüchtling »pampern«, versuchen andere, die Geflüchteten realistisch auf das Leben in Deutschland vorzubereiten, sie erwarten eine Anpassung, jedenfalls eine Akzeptanz der im Grundgesetz verankerten Werte und der typischen Verhaltensweisen und sind nicht bereit, jedes Versäumnis zu entschuldigen. Gerade diese kleinen alltäglichen Dinge bieten Stoff für viele Konflikte zwischen Ehrenamtlichen und Geflüchteten, zwischen den Ehrenamtlichen, aber auch zwischen Professionellen und Engagierten.

... werden zermürbt

Mit Beginn der »Flüchtlingskrise« gerät die ehrenamtliche Flüchtlingshilfe in den Fokus: Hier sind Expert/innen, deren Unterstützung gefragt ist und die nun alle Hände voll zu tun haben. Gleichzeitig treten weitere Akteure auf den Plan, neue Initiativen und Gruppen bilden sich und legen einfach los. Damit entsteht einerseits ein Koordinierungsbedarf zwischen den verschiedenen Angeboten, der aber nur selten gesehen und noch seltener gedeckt wird. Andererseits entwickelt sich ein Konkurrenzverhältnis unter den Beteiligten: Wer macht was? Wer kann es besser? Das ist zu Beginn der Krise kein Problem, es gibt für alle genug zu tun, vor allem gibt es genügend Engagierte. Mittlerweile aber fehlen vielerorts Helfende und da wirkt Konkurrenz kontraproduktiv, vielmehr sind Absprachen und Kooperation gefragt.

Damit erfährt der Bereich der Flüchtlingsarbeit eine ähnliche Entwicklung wie andere Bewegungen zuvor – etwa Frauen-, Anti-AKW- und Friedensbewegung: Mit dem großen Zulauf an neuen Engagierten und den vielen (neuen) Aufgaben mussten gleichzeitig auch die Strukturen angepasst bzw. überhaupt erst geschaffen werden. Gerade kleine unabhängige Gruppen, die sich über viele Jahre mit dem Thema Asyl beschäftigt und für Flüchtlinge eingesetzt haben, fällt die Umstellung schwer: Macht man aus der offenen Gruppe eine Organisation, d. h. gibt man sich einen festen (rechtlichen) Rahmen z. B. als e.V., mit eindeutiger Mitgliedschaft, definierten Aufgabenbereichen, klaren Regeln und Zielen? Oder bleibt man eine »organisationslose Organisation« ohne feste Strukturen und ohne erkennbare Hierarchie, mit offener Mitgliedschaft und »ungeschriebenen« Gesetzen, also Regelungen, die nicht explizit formuliert und kommuniziert sind? Und ein weiteres Dilemma wird sichtbar: In kleinen offenen Gruppen, die eine überschaubare Zahl von geflüchteten Menschen betreuen, kann sich im Grunde jeder um alles kümmern. Nun aber sind die Aufgaben umfangreicher und es kommen neue hinzu – insbesondere im administrativen Bereich. Fehlt eine klare Aufgabenteilung, kann weiterhin jede/r alles machen – und es kommt unweigerlich zu gefühlten Eingriffen in die jeweils selbstdefinierten Zuständigkeitsbereiche. Gruppeninterne Konflikte sind damit vorprogrammiert. Das zermürbt viele der Engagierten, zumal dann, wenn kein Raum geschaffen

wird für eine offene Diskussion zentraler inhaltlicher wie organisatorischer Fragen. Soll eine weitere Abwanderung verhindert und die begonnene Arbeit erfolgreich weitergeführt werden, müssen die Erfahrungen der vergangenen beiden Jahre innerhalb der Gruppen reflektiert und selbstkritisch hinterfragt werden.

Resümee

Nach den großen Anstrengungen und der insgesamt erfolgreichen Bewältigung der »Flüchtlingskrise« in den vergangenen beiden Jahren tritt zunehmend eine Normalisierung ein. Das bedeutet auch: Hauptamtliche übernehmen wieder stärker Aufgaben, Ehrenamtliche ziehen sich müde, erschöpft und frustriert oder auch froh über die Ablösung und stolz auf das Geleistete zurück. Deutlich werden jetzt Konflikte und Dilemmata, die in der Phase der hohen Aktivität überdeckt wurden. Nun aber stellt sich die Frage, wie man in einer polarisierten Gesellschaft eine offene Diskussion ermöglicht, eine offensive Debatte über die Grundsätze und Ziele, die Angebote und Hilfen, die Haltung und Erwartungen anstößt. Und die ist dringend erforderlich, um die eigenen Positionen und die Grundlagen der Flüchtlingsarbeit selbstkritisch zu hinterfragen, die Fundamente des Handelns zu reflektieren und an die aktuellen Gegebenheiten anzupassen. Dabei gilt es auch, sich der Grundüberzeugungen zu versichern und deutlich zu machen, wo Grenzen gezogen werden sollten. Ein weiteres Ziel sollte sein, gerade in Zeiten großer Akzeptanz populistischer Positionen ein differenziertes Bild von Flüchtlingen und von der Arbeit für sie und mit ihnen zu vermitteln, für ihre Rechte einzutreten – ohne ihr Fehlverhalten zu verschweigen oder die Mühen der Integrationsarbeit zu beschönigen.

Anmerkungen

- (1) Eine sehr viel ausführlichere Fassung dieses Beitrags erscheint in *Dialog Erziehungshilfe*, 1/2018, S. 38-43. Für anregende Diskussionen und kritische Anmerkungen zum Text dankt die Verfasserin Dorothea Baur, Oliver Freesemann, Reinhold Gravelmann, Henriette Katzenstein und Eberhard Weis.
- (2) Martin Walser, *Statt etwas oder Der letzte Rank*, Berlin: Rowohlt 2017, S. 40f.